

Ewige Suche nach dem Neuen

JAZZ-LEGENDE Sandners Miles-Davis-Biografie

Von Stephan A. Dudek

„Für ihn war der reine Jazz tot, eine Angelegenheit fürs Museum.“ Dies schreibt Wolfgang Sandner in seiner soeben erschienenen Biografie über Miles Davis. Mit dem schroffen Verdikt beschreibt er die Geisteshaltung des späten Genies, kurz vor dessen Tod, als der Trompeter längst mit unterschiedlichen, der schwarzen Popmusik entlehnten Techniken und Spielweisen experimentierte. Der Frankfurter Kritiker hat eine lesenswerte Lebensgeschichte des Jahrhundert-Musikers verfasst – allerdings nur bis Seite 184. Dann ist die LP „Kind of Blue“ in der Welt, der Kalender zeigt das Jahr 1959. Ganze 88



Magier mit der Trompete: Miles Davis. Archivfoto: dpa

Seiten bleiben nun noch, um 32 Jahre im Leben des gereiften Künstlers nachzuerzählen. Das Problem mit Sandner ist, dass er nicht bereit war, seine ofenkundige Lieblingsmusik ähnlich radikal zur Disposition zu stellen, wie der ewig nach Neuem suchende Davis. Sonst hätte er erkannt, dass aus der Schublade mit dem Etikett „Jazz“ vor allem deshalb immer noch neues Leben hervorsprudelt, weil ihr von Anfang an stets Infusionen aus ganz anderen musikalischen Terrains verpasst wurden. Die erste Hälfte im Leben von Miles Davis wird kenntnisreich und einfühlsam nachgezeichnet. Davis' Kindheit im schwarzen Mittelklasse-Haushalt zwischen

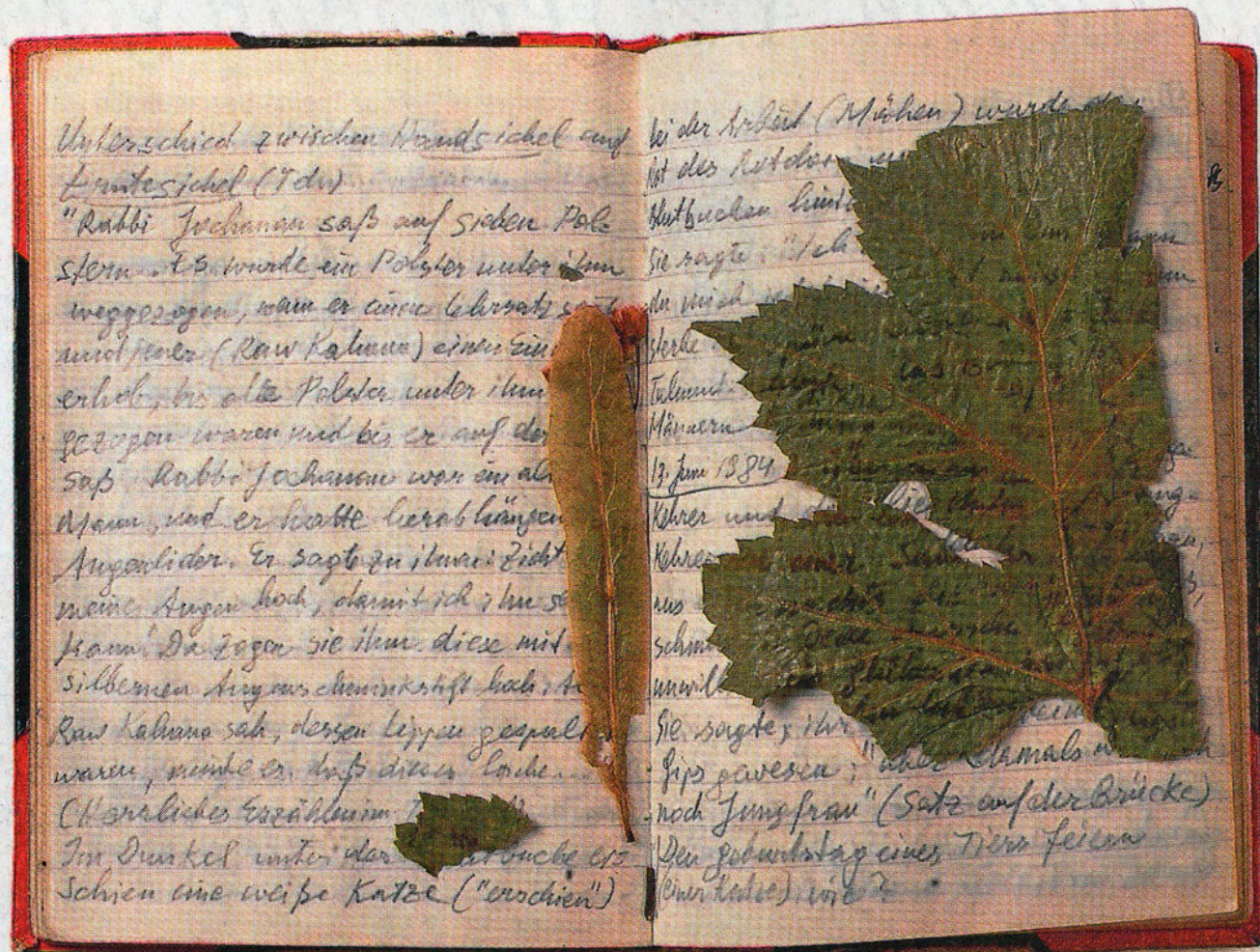
einem ihm zugeneigten Vater und einer vordergründig abweisenden Mutter, die prägenden Erfahrungen in den USA der Rassenrennung, seine Bemühungen um eine authentische musikalische Ausbildung entfaltet sich auf eindringliche Weise. Dabei achtet Sandner darauf, anstelle einer theatralischen Stilisierung kritische Distanz walten zu lassen.

Schon bald arbeitet er das Einzigartige an diesem zur Egomane neigenden Individualisten heraus: sein Stilwille, sein Durchsetzungsvermögen, sein Bestehen auf ein selbstbestimmtes Leben. Die daraus resultierenden Konflikte beschreibt das Buch ausgiebig, bisweilen mit einer gewissen Neigung zur Penetranz. Davis' Drogensucht wird in allen Details als der Absturz eines verantwortungslosen Junkies geschildert, was sich später, während der sechs Jahre andauernden, künstlerischen Pause zwischen der ersten und zweiten elektrifizierten Phase in Davis' Vita, noch einmal wiederholt.

Der künstlerische Kontext, in dem Miles Davis groß wurde, wird dagegen sensibel und voller Zuneigung geschildert. Seine Nähe zum Ziehvater Charlie Parker, drogenstüchtig wie er, entfaltet sich als ebenso liebende wie berechnende Beziehung. Über weite Strecken entfaltet sich hier eine kleine Sub-Biografie über den großen Bebop-Saxophonisten.

Dann kommt „Kind of Blue“ – bevor der erwähnte Sprint durch die zweite Lebenshälfte beginnt. Es ist zu spüren, dass Sandner mit dem elektrifizierten Miles nicht viel anfangen kann. Die Doppel-LP „Bitches Brew“ lässt er noch durchgehen, danach nichts mehr. Fragen bleiben offen: etwa die nach der Bedeutung des Bassisten Marcus Miller für Davis' Spätwerk. Stattdessen flüchtet Sandner in einem konfusen Epilog zu schrägen Vergleichen, zieht gar eine Parallele zwischen Miles' oft abweisender Haltung gegenüber dem Publikum und der Praxis des Philosophen Theodor W. Adorno.

Wolfgang Sandner: Miles Davis – eine Biografie, Rowohlt. 299 S., 19,95 Euro.



Seiten aus einem Notizbuch von Peter Handke.

Foto: Sammlung Peter Handke / Deutsches Literaturarchiv Marbach

Hier spricht ein Dichter

PETER HANDKE „Immer noch Sturm“ und „Ein Jahr aus der Nacht gesprochen“

Von Gerd Klees

Unterschiedlicher könnten die beiden neuen Texte, die Peter Handke seinen Lesern präsentiert, wohl kaum sein – und doch haben sie eines gemeinsam: den Duktus „Hier meldet sich ein Dichter zu Wort“. Dagegen spricht auch nicht, dass „Immer noch Sturm“ – eine Genrebezeichnung gibt es nicht – so etwas wie ein Theaterstück in Prosa ist, während „Ein Jahr aus der Nacht gesprochen“ eine Sammlung erster Gedanken, die dem Autor beim morgendlichen Aufwachen in den Sinn gekommen sind.

Salzburg statt Wien

Allerhand Wind wurde um „Immer noch Sturm“ schon gemacht. Eigentlich wollte Theater-Guru Claus Peymann den

Text im Februar 2011 auf die Bühne des Burgtheaters stellen, nach Differenzen mit Peter Handke – laut einer Mitteilung des Berliner Ensembles: „unterschiedliche Erwartungen an die Ästhetik der Inszenierung, aber auch dispositionelle Fragen der Realisierung“ – wurde das Projekt abgesagt. Jetzt kommt die Uraufführung bei den Salzburger Festspielen im August 2011 heraus; der bulgarische Regisseur Dimitar Gotscheff wird sie einrichten.

„Immer noch Sturm“ ist – hier bleibt sich Handke treu – wieder ein Erinnerungstext. Im Vordergrund steht Familiengeschichte, die durchaus als die des Autors gelesen werden darf – wenigstens weitestgehend. Dahinter aber steht natürlich auch – auch das ist bei Handke nicht neu – die allgemeine Geschichte, die Weltgeschichte; weniger darf es dann doch

nicht sein. Es gibt einen Ich-Erzähler zwischen Traum und Wirklichkeit, im Themen-Kosmos haben sowohl Widerstand gegen das Großdeutsche Reich wie Jugoslawien-Sehnsucht ihren Platz. Großes Drama, großes Epos will das alles sein, die Sprache zielt auf Höhe.

Sammlung erster Sätze

Das ist in „Ein Jahr aus der Nacht gesprochen“ an manchen Stellen ebenfalls so, an vielen anderen aber überhaupt nicht. „27 Euro! – „In Barcelona kostet eine Flasche 40 Euro, Claude!“ – auch das ist etwas, was dem Dichter morgens als Erstes in den Sinn kommen kann, wenn er den aus dem Schlafen ins Wachen übergeht. Die Sammlung erster Sätze kommt ohne jede Erklärung aus, kein Vorwort, kein Nachwort, kein Klappentext vorn

und keiner hinten. Der Leser muss sich schon selbst seinen Reim auf „An meinen freien Wochenende meide ich den Anblick des Buckingham Place“ oder „Merkwürdig, dass die besten Schwimmer immer die sind, die das am meisten brauchen“ machen.

Das ist eine gleichermaßen spannende wie amüsante Angelegenheit. Dabei spielt nicht wirklich eine Rolle, ob die Philosophien und Banalitäten, das teils Erhabene und das teils Komische nun einfach nur aufgeschrieben – oder ein raffinierter poetischer Schachzug des Peter Handke sind.

Peter Handke: „Immer noch Sturm“. Suhrkamp. Berlin. 167 Seiten. 15,90 Euro. Peter Handke: „Ein Jahr aus der Nacht gesprochen“. Jung und Jung. Salzburg. 216 Seiten. 20 Euro.

Handke-Biografie

Von Harald Loch

Zwischen dem enfant terrible und dem sprachmächtigen Großschriftsteller, zwischen dem Deutschland-Skeptiker und dem Serbenfreund herrschte Dämmerung? Malte Herwig überschreibt seine Biografie Peter Handkes mit dem Titel „Meister der Dämmerung“. Das Projekt war von vornherein gewagt: Eine Persönlichkeit wie Peter Handke erschließt sich nicht ein zu eins aus seinem Werk – Malte Herwig versucht es trotzdem. Jedenfalls wirkt die Beschreibung der Kindheit Handkes wie eine Zitat-Biografie, die aus dessen Büchern ein Leben rekonstruiert. Das wirkt belebend und führt zu einem zwar nicht wirklichkeitsgetreuen aber werkgetreuen Lebensbild. Die Illusion, dass Handke selbst die Feder ergreift, um sein Leben zu erzählen, geht nicht auf. Und der Versuch, sein Werk aus seinem Leben zu erklären, wird bei dieser Konzeption gar nicht erst versucht. Damit sind die Grundeinwände gegen das Buch benannt.

Daneben fällt auf, dass die Chronologie große Lücken lässt, dass der Chor der eingeholten Stimmen zu Handke nicht recht ausgewogen erscheint, dass der Kontroverse um Handkes Jugoslawien-Haltung selbst der Versuch einer Darstellung um des zeitgeschichtlichen Hintergrundes fehlt.

Als Bereicherung des Bildes dieses Autors wird das Auffinden und ausführliche Zitieren der Briefe an Handkes leiblichen Vater Erich Schönemann empfunden. Die Ehe seiner Mutter mit seinem Stiefvater war nicht gut – seine Mutter beging 1972 Suizid.

Das reiche Œuvre Handkes, seine Preise, von denen er den wichtigsten, den Büchnerpreis, wegen der Beteiligung der Bundesrepublik am Feldzug gegen Serbien zurückgab, seine Auseinandersetzungen mit seinem Verleger Unsel und mit seinem Hauptkritiker Reich-Ranicki werden in der Biografie „behandelt“ – nicht mehr.

Malte Herwig: „Meister der Dämmerung. Peter Handke – Eine Biografie“. DVA. München. 366 Seiten. 22,99 Euro.

Idylle als Stolperstein

KURZGESCHICHTEN Monika Böss über Lebenslügen, Ehebrecher und Gewalt

Von Janina Plato

Idylle ist subjektiv. Und sie trägt. Spielen sich doch in scheinbar harmlosen Schrebergarten-Kolonien ehebrecherische Szenen ab – Parzelle an Parzelle befriedigt man seine Lüste im Märchenwald aus Gartenzweigen mit roten Zipfelmützen.

Das ist die Welt, wie sie Monika Böss in ihrem neuesten Werk „Idyllen und andere Stolpersteine“ schildert. In 15 Kurzgeschichten führt die gebürtige Bingerin den Leser in das Reich der scheinbar heilen Beziehungen, äußerlichen Ruhe und Biedermeierlichkeit ein.

Der kurze Blick hinter die Kulissen von Karl, Ute, Agnes und Co. zeigt jedoch das wahre Leben. Dorfschlampen tummeln sich in den Wirtshäusern, tragische Unfälle ereignen sich beim Holzhacken und kriminelle Machenschaften sorgen für Aufruhr auf dem Land. Mal ist es skurril, mal tragisch, zuweilen klischeehaft, dann wieder bedacht und nachdenklich.

Die 60-jährige Autorin gewährt kurze Einblicke in sich zuspitzende Geschehnisse oder streift den Alltag ihrer Protagonisten – ein gewisser Hang zur Morbidität lässt sich nicht leugnen. Meist ist

es der Sexualtrieb, der Männlein und Weiblein ihre guten Vorsätze vergessen lässt und den Partner alleingelassen in den Suizid stürzt. Trotz des oft gleichen Musters schildert jede Kurzgeschichte eine ganz eigene Welt, spielt zu einer anderen Zeit, jongliert mit Namen, Eindrücken, Gedanken und Erinnerungen. Einmal trifft der allmorgendlich schwimmende Rentner im Chlorbad auf seine Jugendliebe, ein anderes Mal werden die Lebenslügen einer Schriftstellerin aufgerollt.

Kulisse sind in der Regel die für ihre Figuren klassischen Idyllen: Wälder, eine alte Mühle, das Hei-



Blicke hinter die Kulissen: Binger Autorin Monika Böss. Foto: Leinpfad

matmuseum im Ort, Häkelkissen-gruften im Wohnzimmer, Stadtrandvillen und Spießbürger-Häuser.

Böss' Sprache ist geprägt von meist kurzen Sätzen, wenig Scheu vor klaren Aussagen, vielen Details und dem leichten Hang zum Träumen.

Der unattraktive Bucheinband lässt leider auf weniger hoffen. Beerentöne und pastelliges Grün erwecken den Eindruck einer Gedichtsammlung der Urgroßmutter – dabei ist das, was den Leser im Innern erwartet, wesentlich frischer und näher am Geist der Zeit.

Die Geschichten erzählen von der SMS-Generation, der Nachkriegszeit und den Kartoffelbauern. Schnell ist der Wechsel von zusammengewürfelten Schicksalen, den verworrenen Existenzen, den Testosteron strotzenden Männern, der Lebens- und Liebessüchte. Blasmusik und Hausfrauentum jagen Kindheits Erinnerungen, waldige Einöde folgt auf liebliche Landschaften. Am Ende ist klar: Unterm Rollrasen und im Scheunengebälk tobt eben doch das Leben. Tanz der Bär.

Monika Böss: Idyllen und andere Stolpersteine. Leinpfad Verlag. 128 S., 12,90 Euro.

Entdeckungsreise in Schwarzweiß



Der Alltag ist voller Dramatik und wunderlicher Maskeraden. Der Fotograf Stefan Endres, seit 20 Jahren für Geo, Merian und Stern tätig und seit 2005 Professor für Fotografie an der Fachhochschule Mainz, hat in seinem Fotoband „Frontal“ (Moser Verlag, 132 S., 49 Euro) in aller Welt diesen magischen Momenten nachgespürt. Er hat verwegene Punks in Istan-

bul aufgespürt, den selbstvergessenen Büroangestellten in der maroden Häusernische in Havanna oder das Touristenpaar mit dem Nussknackerlachen vor Schloss Neuschwanstein. Und er hat in der Altstadt von Jerusalem den unabhängigen Araber mit der Sonnenbrille unerschrocken ins Bild gesetzt. Ein Vergnügen – eine Entdeckungsreise in Schwarzweiß.